



**Maria
Messina**

**EINE
BLUME
OHNE
BLÜTE**

*Aus dem Italienischen
von Christiane Pöhlmann*

*und von ihr
mit einem Nachwort
versehen*

**Friedenauer
Presse**

STEFANO reichte es.
Nach seiner Ankunft am Samstagabend hatte er im Internat erfahren müssen, dass man ihn aufgrund neu festgesetzter Besuchszeiten erst am Donnerstag verlassen würde.

Vier zum Fenster hinausgeworfene Tage, und das, wo zu Hause hundert Angelegenheiten dringend nach ihm verlangten. Da waren zuallererst die alten Lobarbas, die – wegen des Unglücks mit ihren beiden Kindern, die bei einem Erdbeben unter Steinen begraben worden waren – unbedingt pro Monat eine bescheidene Summe erhalten mussten, eine Art Leibrente, damit sie am Ende nicht doch noch vor Gericht gingen.

Bestimmt kommen sie am Freitag, dachte er bei sich. Dann aber ist nur Papà da, um sie zu empfangen, und er ahnt ja nicht einmal, wie sehr sich die Zeiten geändert haben.

Außerdem waren da die gestohlenen Rinder, die Mandarinen, die verfrachtet werden mussten, die Reise nach Palermo Ende des Monats ...

»Die Zeit reicht eben nie«, entfuhr es ihm ungehalten.

Sicher, es gibt noch Antonio ..., dachte er weiter.

Ein Schatten der Eifersucht wanderte über seine Stirn, aber im Nu heiterte sich seine Miene wieder auf, und er strahlte beinahe vor Stolz.

Niemand schloss einen Vertrag ab, ohne zuvor Stefanos Meinung einzuholen, hatte dieser doch nicht nur ein Studium der Rechtswissenschaft absolviert, sondern – und dies fiel ungleich stärker ins Gewicht – handelte auch stets im Sinne seines Vaters.

Nun allerdings trottete er mit dem Kopf voran, als trüge er seine Gedanken huckepack. Als er beim Überqueren von Straßenbahnschienen stolperte und Gefahr lief, zerquetscht zu werden, gefangen zwischen einer Schwelle und einem Auto, da schickte er einige wenig freundliche Ausdrücke an die Adresse seiner Tante Fifi, verwünschte er ihre Laune, Ninetta ausgerechnet in Florenz ins Internat gesteckt zu haben – als gäbe es auf Sizilien nicht auch welche.

In einem November hatte Tante Fifi ihre einzige Tochter dorthin gebracht und sich dann, wieder zu Hause, an ihn gewandt.

»Tu mir die Liebe, mein Herz«, wiederholte sie ein ums andere Mal unter Tränenströmen. »Ich verlange nur einen einzigen Besuch. Wenn mein seliger Mann noch unter uns weilte, würde ich dich bestimmt nicht behelligen. Doch wenn du mir die Bitte abschlägst, wer wird dann bei meinem Kind einmal nach dem Rechten sehen, Stefanuccio? Es ziemt sich schließlich nicht, wenn da oben ständig nur eine arme Frau auftaucht. Ein Mann

flößt ja ganz anderen Respekt ein. Wahrlich, bitter ist es, schwach und allein dazustehen.«

Donna Lucia wiederum passte es ganz und gar nicht, dass ihr Sohn sich aufs Festland begab, schließlich war er ein ernster Junge, seiner Giovannina treu, als wäre er bereits ihr Ehemann. Das eine und einzige Abenteuer in Palermo hatte auf ihn die gleiche Wirkung gehabt wie ein Wasserbad auf funkelnelneuen Wollstoff: Danach war die überschüssige Farbe ein für alle Mal ausgewaschen. Allerdings konnte er auf dem Festland an jeder Ecke in einen Hinterhalt geraten ...

Da es sich nun aber um ihre Schwester handelte, eine betuchte und großzügige Frau, beschwor auch sie ihn.

»Es ist doch keine große Sache, mein Junge«, hielt sie ihm immer wieder vor. »Deine Tante ist eine gute Frau, die wir nicht mit einem Nein abspeisen können.«

Und so trat Stefano die Reise an, sobald er meinte, man könne ihn auf dem Lande vorübergehend entbehren. Er suchte auf der Karte jene Einrichtung, in der Ninetta in heiterer Gefangenschaft lebte, fand sich im Besucher-raum ein, beschloss, sich von seiner freundlichen Seite zu zeigen und geduldig eine lange Liste mannigfaltiger Besorgungen sowie vertraulicher Mitteilungen aufzunehmen, die der jungen Internatsschülerin einfielen und die sie in einem Atemzug abspulte.

Drei Besuche in zwei Jahren. Stets traf er am Samstagabend ein, um gleich am Dienstag wieder aufzubrechen und somit bloss keine Zeit zu vergeuden. Seine gedankenlose Cousine hätte ihn wissen lassen müssen, dass neue Besuchszeiten galten! Was sollte er jetzt mit diesem Sonntagabend anfangen, der sich noch länger hinziehen, der ihm noch bitterer aufstoßen würde als die bisherigen?

Er starrte hinüber zu den Tischen eines Cafés, an dem man so gedrängt saß, dass nirgends ein freies Plätzchen für ihn blieb. Daraufhin verlangsamte er seinen Schritt, beugte die Plakate eines Lichtspieltheaters, welche *Die Perle der Wüste* anpriesen, ein spannendes Drama voller Leidenschaft. Angewidert hastete er davon.

Eine rote Straßenbahn brauste an ihm vorbei, und auch sie zierte eine Werbung für ein Fest unter freiem Himmel – ein Fest, das ihn nicht reizte, an einem Ort, den er nicht kannte.

Seine Gedanken wanderten zu einem Sessel im Theater. Ohne die Lippen zu bewegen, stimmte er eine Melodie an, die seine schlechte Laune ein wenig linderte. Eine ganze Kette von Gedanken rief ihm schließlich die Musiklehrerin aus Ninettas Internat in Erinnerung.

Eine hochgewachsene, hagere Frau mit intelligentem Gesicht und weißem Haar.

»Besuchen Sie mich«, hatte sie ihn voller Nachdruck aufgefordert, »wenn Sie das nächste Mal in Florenz sind!«

Eine gewisse Derrò ... oder Darrò ...

Akkurat und vorausschauend wie er war, hatte er die Adresse doch gewiss ins Notizbuch eingetragen, und von diesem trennte er sich nie. In der Tat, da war sie.

Und Signora Delroi empfing ihn mit offenen Armen.

»Was für eine Überraschung! Was für eine wirklich außerordentliche Überraschung!«, brachte sie immer wieder hervor, während sie den dampfenden Tee in die Tassen eingoss. Stefano bereute es bereits, in dieses Haus gekommen zu sein, in dem er nie zuvor gewesen war, und fragte sich unablässig, warum sich die Delroi derart beglückt zeigte, einen Mann willkommen zu heißen, der weder ein Freund noch ein Verwandter war. Er

ließ den Blick schweifen und nahm leicht angewidert die hellen, viel zu zarten Möbel zur Kenntnis, die zahllosen Kissen, die Unmengen an Nippes und die winzigen Spitzentüchlein.

Selbst Maria Luisa fand seit einiger Zeit Gefallen daran, diese kleinen Tüchlein in runder, länglicher oder dreieckiger Form anzufertigen, die keinem Zweck dienen und vermutlich niemals irgendeine Anwendung finden würden.

»Ich habe schon geglaubt, Sie hätten mich vergessen!«, fuhr Signora Delroi fort. »Sie sind gestern Abend eingetroffen? Mit Sicherheit bleiben Sie nun doch ein paar Wochen bei uns. Nicht? Sie wollen auf der Stelle wieder Reißaus nehmen? Das kann Ihr Ernst nicht sein! Ich vergöttere alle Sizilianer, aber Sie sind mir ein wahrer Brummbär! O ja, ein Brummbär! Aber halt ... Hätten Sie gern etwas Milch? Nicht? Dann vielleicht einen Rum? Ein Schlückchen nur. Bestens. Und zwei Törtchen. Was für ein Glück, dass Sie mich nicht vergessen haben! Ich habe schon gedacht: Wenn Signor Mentessana erst einmal wieder unter den Seinen ist, wird er seine überalterte Freundin bestimmt vergessen. Oder wollen Sie behaupten, ich sei gar nicht alt?«

Stefano hob den Kopf und taxierte sie mit der unverblühten, schamlosen Neugier eines kleinen Jungen: Dichtes, weißes Haar, das eine Perücke zu sein schien, ein langer, runzlicher Hals von der gleichen Farbe wie der haselnussbraune Seidenkragen, dazu knotige Hände – alles an der Delroi gab Antwort auf die überraschende Frage.

Er suchte nach einem Kompliment, das nicht allzu abgeschmackt klang. Doch seine Gastgeberin erwartete von ihm gar keine Erwiderung.

»Eine Zigarette?«, fragte sie nun. »Ah! Die müssen Sie probieren! Ich rolle sie selbst, dafür verwende ich einen außergewöhnlichen, besonders aromatischem Tabak, den mir mein Bruder von seinen Reisen mitbringt. Er, also mein Bruder, ist Admiral. Eine blendende Laufbahn! Sie glauben vermutlich, meine Freunde würden mich um meinethalben besuchen? Weit gefehlt! Sie alle wollen bloß meine Zigaretten rauchen, denn die sind exquisit.«

Sie klemmte sich eine Zigarette zwischen die leicht bräunlichen Finger, führte diese an die Lippen und bat um Feuer.

»Sie sind also nicht das erste Mal in Florenz? Und trotzdem wollen Sie gleich wieder Reißaus nehmen? Was ist das, Sie verschmähen meine Zigaretten? Rauchen Sie denn nicht gern? O doch, das tun Sie! Aber gewiss geben Sie der Pfeife den Vorzug.«

Alles in allem fiel ihm die Delroi mit ihrem Wust von Fragen, die keinerlei Antwort verlangten, aber wenig auf die Nerven – und mit Sicherheit weit weniger als Tante Fifi, die darauf bestanden hatte, ihre Tochter aufs Festland zu schicken.

»Na, Sie sind mir einer! Offenbar haben Sie Ihren Kopf wer weiß wo abgegeben. Sie hören nichts, Sie sehen nichts ... Ach, die jungen Herren von heute! Ob sie wollen oder nicht, sie haben keine Manieren. Ich habe Sie nach Santo Spirito gefragt, und von Ihnen kein Wort.«

Doch statt sich zu entschuldigen, genoss Stefano die Entrüstung der Musiklehrerin sogar.

»Was sind Sie nur für ein Banause, Signor Mentessana. Ich für meinen Teil kann nur eines bedauern, nämlich nicht hier, in dieser Stadt der Blumen, zur Welt gekommen zu sein. Ach, diese Flora! Wäre ich doch bloß Flo-

rentinerin! Sie sind mir wirklich ein Rätsel. Entweder sind Sie völlig unzivilisiert oder ... aber ja! Ja! Sie sind verliebt!«

»Ich bin weder unzivilisiert noch verliebt. Ich bin ein Mann vom Lande, der einem schönen Weinberg den Vorzug gegenüber einer alten Kirche gibt und einem Wald im Oktober den gegenüber einer Gemäldegalerie.«

»Das nehme ich Ihnen nicht ab. Sie sind ein Futurist, eine ganz und gar unerträgliche Person«, kam die alte Dame jedem weiteren Wort zuvor und belugte ihn voller Wohlwollen durch eine kleine, hauchzarte Rauchwolke.

Ja wer sollte denn glauben, dass sein Blick, bald von einem Gedanken verschattet, bald von einem Lächeln erhellt, selbst wenn dieses nicht die Lippen umspielte, dass dieser Blick, mal kalt und hart, mal weich verschleiert, nicht auf schönen Dingen zu ruhen wünschte?

Nur zu gern hätte sie gewusst, was ihm alles durch den Kopf schwirrte.

Ihre Patentochter – sie hatte tatsächlich vergessen, eine bereits erwachsene Patentochter zu haben! – gab ja auch ständig vor, ein »schmerzliches Geheimnis« in ihrem Herzen zu hüten, in dem sich letzten Endes aber bloß die vage Hoffnung breitgemacht hatte, einen Ehemann zu finden.

Fabiana hatte ihr nach Jahren des Schweigens einen elend langen Brief voller gewundener Sätze geschrieben, die einzig dazu dienten, diese Wahrheit schönzufärben oder wenigstens zu entschärfen.

Ich lege Dir meine Kleine ans Herz, die mit den Ciarlis zu Euch kommt, um Florenz und ihre herzensgute Patin kennenzulernen, hieß es darin. Mögen Du und Dein Salon meiner Franca Glück bringen. Klug, wie Du bist, brauche ich nicht mehr hinzuzufügen.

Doch Fabiana wäre nicht Fabiana, hätte sie nicht noch zwei Seiten in aller Diskretion und Zurückhaltung hinzugefügt. Diese bedauernswerte Frau ...

Der Delroi schoss eine Idee durch den Kopf, schneller als eine Sternschnuppe über den Augusthimmel schießt.

»Nun passen Sie einmal auf, Signor Mentasana!«, flötete sie. »Ich werde Ihnen jemanden vorstellen, an dem Sie Ihre Freude haben werden. Die reinste Porzellanfigur, das versichere ich Ihnen.«

»Frauen! Ich habe nicht die Absicht, irgendeine Frau kennenzulernen.«

»Nun geben Sie nicht schon wieder den Brummbär! Und unterstehen Sie sich, Reißaus zu nehmen!«

Er verspürte allerdings nicht den geringsten Wunsch, neuerlich auf der Suche nach einem Refugium durch die unbekanntn Straßen einer unbekanntn Stadt zu streifen.

Stattdessen also: alte Damen, die der Musiklehrerin ähnelten, reifere Damen in kurzen Röcken, die wie überalterte Mädchen wirkten, alterslose junge Damen und Herren in Schwarz.

Unter den Herren ragte einer heraus, der mit einem gewaltigen Monokel bewehrt war. Ihn pries die Delroi in höchsten Tönen.

»Unser Basiliskendichter! Ein außerordentliches Talent! Sein Band lyrischer Prosa wird uns allen eine Offenbarung sein. Der Titel, verehrter Perillo, der Titel!«

Und der Dichter mit dem Monokel verneigte sich derart tief, als wollte er sein pomadisiertes Haupt feilbieten, und nannte in raunendem Ton den Titel seines Werks.

Die Gespräche drehten sich um Konzerte, die Stefano nicht gehört, um Bücher, die er nicht gelesen, und um Orte, die er noch nie gesehen hatte ...

Warum ging er eigentlich nicht?

Selbst die Musiklehrerin hatte ihn ja vergessen. Gelegentlich stierte sie ihn zwar noch durch ihr Lorgnon an, wobei es schien, als wollte sie ihn nur zu gern fragen, wer er sei.

O ja, er sollte wirklich besser gehen.

Schon wollte er einem beschämenden Anflug von Gereiztheit nachgeben – ihn verspürte er stets, wenn Fremde ihn umgaben, die eifrig miteinander sprachen –, wollte sich seinem unwiderstehlichen Bedürfnis nach Bewegung überlassen, wollte die Arme in die Höhe recken und diesem Affentheater, diesem Papageiengeschwätz entfliehen, ja, er machte sogar Anstalten, sich zu erheben.

Doch die Delroi, die ihn verstohlen beobachtet hatte, verhinderte seinen Aufbruch, indem sie ihm eine weitere Tasse jenes exotischen Gebräus anbot, das alle anderen so schätzten.

»Ein Schlückchen Rum? Aber natürlich. Ich versichere Ihnen, Signor Mentessana ... Oh!« Sie stockte. »Meine Lieben! Meine Schönen!«

Geradezu im Triumph stellte sie ihn der Signorina Gaudelli und der Signorina Ciarli vor, die sich im Hintergrund hielt.

Zwei Püppchen: blond und etwas größer die eine, mit einem ebenso braven wie missvergnügten Kindergesicht, verschattet durch ein schwarzes Wagenrad von Hut, etwas kleiner die andere, mit kurzen kastanienbraunen Stirnfransen und einem winzigen Himmelfahrtsnäschen.

Adrett die eine wie die andere.

Aber die Delroi, die eine der beiden voll überschwänglicher Verzückerung mit Namen rief, wollte die Aufmerksamkeit aller einzig auf sie lenken: Tatsächlich fielen sei-

tens der Männer Blicke in lüsterner oder kalter Neugier, seitens der Frauen solche in eifersüchtiger Abschätzung auf die blonde Frau wie Lichtstrahlen, die ein Bild zur Geltung bringen sollen.

Die Porzellanfigur ...

Stefano packte der vehemente Wunsch, sie sofort aus dem Salon zu bringen, damit niemand sie länger anstarrte. Ruckartig erhob er sich.

»Ah, Signor Mentessana«, hauchte ihm die Delroi geheimnisvoll zu. »Sie müssen sich diese göttliche Musik anhören.«

Die blonde Signorina saß auf dem runden Hocker und schlug bedachtsam das Heft auf dem Notenpult auf. Als Stefano sich neben dem Klavier aufbaute, um, ohne zuvor ihre Erlaubnis eingeholt zu haben, die Seiten umzublättern, bedachte sie ihn mit einem leicht überraschten Blick.

Der Basiliskendichter brachte sein gewaltiges Monokel in Stellung und murmelte: »Il est bien gauche!«*

Die andere – sie hatte den Hut abgenommen und trug nun ihren Bubikopf zur Schau – stimmte die ersten Töne eines Liedes an, wobei sie die Arme locker neben den Hüften herabhängen ließ.

»Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie?«

Ihre schwächige Brust, die sich während der Darbietung mit Luft vollpumpt, ließ an einen kleinen Vogel denken, der reich an Federn und reich an Stimme in der zarten Kehle ist, aber arm an Fleisch.

Der Liebling der Delroi spielte mit Leidenschaft, ohne auch nur einen Blick auf die Noten zu werfen. Die rosigen Wangen der jungen Frau wurden dabei unter dem Hut mit seiner Spitze nur noch rosiger.

* Frz.: Wie linkisch er ist.

So, im Profil und mit dem gesenkten Blick – erinnerte sie da nicht ein wenig an Valeria?

Die vage Ähnlichkeit flößte Stefano Angst ein.

Allenthalben war Geraune zu hören.

»Wie exquisit sie ist ...«

»Bezaubernd, die beiden ...«

Stefano trat ans Fenster: die Parfüms, der in zu großen Mengen hinuntergestürzte Tee, die Erinnerung an Valeria – all das setzte ihm zu.

Sein Blick suchte den noch hellen Himmel, und er dachte an die sternenreichen Nächte und an den hohen, schwarzen Himmel seiner Heimat: ein schwarzer Himmel, übersät mit leuchtenden, verheißungsvollen Sternen, die man nicht ohne die bange Furcht ansehen konnte, ihr Glitzern würde einen gleich hinauf in die unendlichen Höhen ziehen.

»Sie verlassen uns, Signor Mentesana? Dabei ist der Abend noch jung. Aber morgen werden wir Sie erneut begrüßen dürfen? Gehen Sie ruhig davon aus, dass Sie erwartet werden. Franca, mein Liebling, sei so gut und spiele ein letztes Stück für Signor Mentesana, denn er vergöttert die Musik. Fanny, wenn es dir nichts ausmacht ... Folgendes ...«

Die drei tuschelten miteinander.

Franca kehrte zum Klavier zurück, Fanny intonierte ein weiteres Lied.

»Ah, Santuccia ...«

Die Santuzza konnte der Ninon jedoch nicht das Wasser reichen.

»Ah, Santuccia ...«

Schweig besser, Fanny, und versuche nicht, von der Leidenschaft einer Santuzza zu singen ...

»Hat es Ihnen gefallen?«, fragte Franca.

Als sie ihn ansah, lächelte sie voller Anmut.

O nein, diese Augen im Schatten des Hutes mit seiner Spitze – das waren beileibe keine Puppenaugen.

Unmittelbar nach dem Frühstück verließ Stefano das Haus. Ein Blick auf die Uhr verriet ihm, dass er erst in einigen Stunden im Internat vorsprechen konnte.

»Verdammt, Tante Fifi! Du hast mich zum letzten Mal vor deinen Karren gespannt!«

Er schlenderte ein Weilchen umher, bis er schließlich innehielt, um den Arno zu betrachten.

Der Sonnenschein ließ das grünliche Wasser wie lackiert schillern. Den Menschen, die vorbeigingen, plätscherte ihr melodischer Akzent hinterher. Sie alle schienen sich nur zu unterhalten, um entweder den Ohren ringsum Freude zu bereiten oder um schöne Dinge zu erwähnen.

Über den federleichten Himmel zogen winzige, hauchzarte Wolken träge dahin.

Wie frisch, heiter und freundlich hier oben doch alles ist, dachte er. Ganz anders als bei uns.

Eine alte Frau in reinlicher Kleidung bat ihn um ein Almosen, indem sie ihm einen handgeschriebenen Zettel entgegenhielt. Er steckte ihr ein paar Münzen zu.

»Möge der Himmel Sie beschützen, Signore«, stammelte die Bettlerin, als sie sich bereits wieder zurückzog. »Und dass Ihr schönster Wunsch in Erfüllung gehe.«

Er betrachtete das grüne Wasser, den hauchzarten Himmel und das gegenüber liegende Ufer, als wollte er alle befragen, welches denn sein dringlichster Wunsch sei.

Hatte er überhaupt einen, der sich klar umreißen ließ?

Bis vor kurzem hatte sein Herz noch nachgetrauert, nun herrschte darin neues, unbestimmtes Sehnen.

Warum fiel ihm alles derart auf die Nerven, warum zeigte er sich Tante Fifi gegenüber nicht dankbar für die Gelegenheit, das Festland zu besuchen?

Aber so ist es nun mal, und anders kann es auch gar nicht sein, hielt er sich vor. Aber wenn jeder nur genießen würde, was angenehm und greifbar ist, ohne an das Morgen zu denken oder sich an das Gestern zu erinnern, wie viel glücklicher wären wir dann.

Wenn es nur nicht so unangenehm wäre, ziellos inmitten unbekannter Menschen umherzustreifen.

Zögernd betrat er ein Café. Kaum hatte er einen Punsch bestellt, schaute er sich um und bereute seine Entscheidung: Hier ließ sich jemand ein schäumendes Bier kommen, dort eine Schokolade oder einen Kaffee – aber kaum jemand verlangte einen Punsch ...

Und hier plauderte jemand mit Freunden, dort genoss einer die Gesellschaft einer Frau.

Denn es ist angenehm, eine Frau auszuführen, ihr die Speisekarte hinzuhalten und sich zu erkundigen: »Was nimmst du?«

»Das Gleiche wie du.«

Er dachte an Maria Luisa und auch an seine Mutter. Daran, wie angenehm es ist, Maria Luisa auszuführen, die bei jedem noch so geringen Anlass große Augen macht. Noch angenehmer aber ist es, mit einer *anderen* auszugehen.

Mit wem?

Er sah sich um, als wollte er sich ein Bild machen, wer was gewählt hatte: ein Bier hier, ein Kaffee dort ... und dazu fast überall eine elegante, junge Dame.

Die jungen Frauen in diesem Café gefielen ihm ausnahmslos, doch begehrte er keine einzige von ihnen.

Ob blondschopfig, ob brünett, sie ähnelten einander alle: die gleichen feinen Zähne, die gleichen groß und lang geschminkten Augen, die gleichen rot bemalten Lippen. Alle bestens zurechtgemacht, wie bestimmte Desserts, die sich in der Vitrine wunderbar ausnehmen, doch isst man sie, bleibt im Mund ein bitterer Geschmack zurück.

Er stand abrupt auf und trat in aller Eile vor die Tür.

Zum ersten Mal, seit er zum Festland aufgebrochen war, dachte er an Giovannina, die treu und ergeben auf ihn wartete: Er würde ihr ein schönes rotes Halstuch kaufen. Vorher musste er allerdings den Besuch im Internat hinter sich bringen.

Noch war es zu früh.

Woher rührte bloß dieser Drang? Abzufahren... gleich heute Abend...

Die Aussicht, diese wunderschöne Stadt endlich zu verlassen, stimmte ihn heiter, die Idee, zu seinen vertrauten Pflichten zurückzukehren, zu den Menschen, die er kannte und die ihn kannten.

Tante Fifi würde ihren Stefanuccio kein weiteres Mal becircen, bei seiner Cousine »nach dem Rechten« zu sehen!

Ihr Stefanuccio war nämlich ein Mann, dem Untätigkeit stärker zusetzte als jede Krankheit.

Er hatte auf einer Bank Platz genommen, die Hände auf dem Knauf seines Spazierstocks. Eine junge Frau ging zwei oder drei Mal an ihm vorbei. Sie trug einen üppigen Strauß Schwertlilien in den Armen und bedachte ihn mit einem einladenden Lächeln ihrer rot geschminkten Lippen.

Diese flammenden Lippen in dem blutleeren Gesicht, ebenso die groß geschminkten Augen ließen an eine traurige Maske denken.

Stefano erhob sich und lief ein Weilchen neben ihr her, ohne zu wissen, warum eigentlich.

Der Scirocco, der Duft der Schwertlilien, der sich mit dem starken Pudergeruch mischte, die Einsamkeit der Straße – all das betäubte ihn. Dabei bereitete es ihm nicht einmal Vergnügen, dieser jungen Frau zu folgen.

Er verlangsamte seinen Schritt, beinahe angewidert von sich selbst, und suchte Zuflucht auf einem Platz voller Menschen.

Nur noch eine knappe halbe Stunde. Mit dem festen und entschlossenen Schritt eines Mannes, der ein Ziel hat, machte er sich auf den Weg zum Internat.

Sein Zug ging um Mitternacht, jetzt war es früh am Tage.

Ohne es zu wollen, lenkte er seine Schritte zum Haus der Delroi. Das war letzten Endes am besten, schließlich sollte er sich von seiner überspannten Freundin verabschieden.

»Bravo, Signor Mentasana!«, rief die Musiklehrerin voller Begeisterung aus. »Ich habe jeden Abend auf Sie gehofft und schon angefangen, schlecht von Ihnen zu denken. Dieser Signor Mentasana, habe ich mir ganz unumwunden gesagt, das ist mir ein feiner Herr, verlässt uns, ohne sich zu verabschieden. Aber nein, weit gefehlt, Sie sind ein wahrer Freund. Keine Sorge, diesmal biete ich Ihnen gar nicht erst einen Tee an. Wie wäre es aber mit einem Gläschen Rosolio? Auch nicht? Womöglich

einen Kaffee? Selbst um diese Stunde? ...«, fragte sie ungläubig. »Gut, von mir aus auch einen Kaffee.«

Die leeren Sessel, das zugeklappte Klavier, die erloschenen Lichter ...

Kein Wunder, so früh am Tage.

»Warum haben Sie nicht noch einmal vorbeigeschaut? Wir haben so auf Sie gewartet. In den letzten Tagen hatten wir abends sonst überhaupt keinen Besuch. Eine ganz entzückende Intimität war das, geradezu vergeistigt. Ach, wie ich darunter leide, wenn sich zu viele Menschen in meinem Salon drängen. Bei meiner Franca ist es ja nicht anders. Deshalb sollte ich Ihnen einmal die Ohren lang ziehen. Sie fragen, warum? Wie schändlich, derart den Arglosen zu spielen. Vergessen haben Sie Ihr armes Opfer. Aber erst dem armen Ding den Kopf verdrehen. Deshalb lassen Sie sich eins gesagt sein!«, verlangte sie mit einem Mal ganz ernst. »Die Gaudelli ist eine feinfühlig Seele. Und ich will mir nicht vorwerfen müssen, dass die arme Franca in meinem Haus ... Sie hat schon genug durchgemacht.«

»Aber ...«, wollte Stefano dagegenhalten.

»Im Übrigen verbietet sich dergleichen von selbst«, fuhr die Delroi fort, noch ehe er seinen Einwand vorbringen konnte. »Sie ist eine Waise und lebt bei ihrer Tante, die ihr die Mutter ersetzt. Die Familie hat Besitz ... kurz und gut, es verbietet sich von selbst. Ihr Vater würde sie niemals so weit weglassen.«

Was spielten die hier für ein Spielchen mit ihm?

»Ich versichere Ihnen ...«, setzte er verärgert an.

»Haben Sie Marinetti gehört?«, unterbrach ihn die Delroi. »Er ist doch wirklich *épatant*.«*

* Frz.: Fantastisch.

Eine Blume ohne Blüte erscheint als Buch der Friedenauer Presse. Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

FRIEDENAUER PRESSE
Winterbuch

Erste Auflage Berlin 2024

Copyright der deutschen Ausgabe
© 2024 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin

info@matthes-seitz-berlin.de

Die italienische Ausgabe erschien 1923 bei Treves
unter dem Titel *Un fiore che non fiori*.

Aus dem Italienischen übersetzt von Christiane Pöhlmann
und von ihr mit einem Nachwort bereichert

Lektorat von Christian Döring

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.
Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.
Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg.

ISBN 978-3-7518-8021-3

www.friedenauer-presse.de